

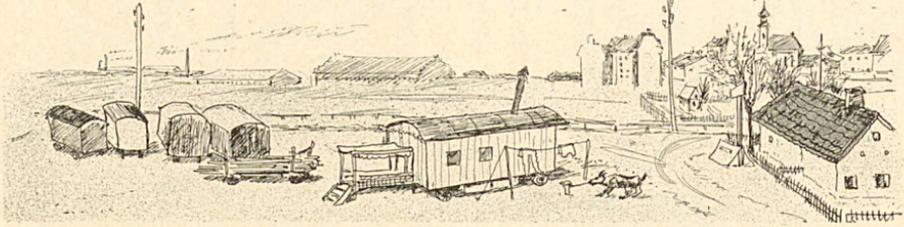
# SIMPLICISSIMUS

Frankreichs Besuch in Polen

(Karl Arnold)



„Auch der schwarze Adler läßt mit sich reden, Monsieur Chante-clair! Warum sprechen Sie nicht auch mit ihm über den europäischen Frieden?“



## Weich macht weich / Von Rafatöskr

In der dritten Wagenklasse fährt der Mensch, der nicht bei Kasse, Wolf dies für uns alle gilt, ist sie häufig überfüllt.

Unserer ist kein Cato, Drum empfand man es bis dato nicht etwa als Fluchdeslust, daß auf Holz man sitzen muß!

Ohne Neigung und verdrossen prüfte man die Fahrgenossen. Gallig wurde der Humor, bis er gänzlich eingefror.

Enggedrängt auf harten Planken, fühlte man den Gleichmut wanken. Und der Wunsch fiel keinem schwer, daß es anders hübscher wär.

... Sehnsucht sieht sich nicht betrogen, Denn mit Polster überzogen wird nunmehr die Bretterbank, woldauf man sonst seufzend sank.

Eilig flehen die Unlustliebte, Mächtig schwillt die Nächstenebie, um man schätz' sich Vis-à-vis, namentlich wenn's eine Ste.

## Darf man seinen Ohren trauen?

Von Barbara Ring

Es begann an einem Sommerabend in einem Sanatorium.

Die Gäste saßen auf der großen Terrasse in kleinen Gruppen zusammen und genossen den Sonnenuntergang. Ein einsamer Herr und eine noch einsamere Dame saßen etwas abseits und sahen träumerisch auf die lichtüberfluteten Berge.

Ein schwerer, goldroter Red Rhode Island, ein Wyandotte und zwei Plymouth Rocks steckten die Schnäbel über ihren Bridgekarten zusammen und gaben mit aufgeregt; sie hechelten die andern Gäste durch, zumal die Tennis spielende Jugend. Ein Perlhuhn kackelte wie ein ganzer Hühnerhof über die beiden Einsamen, die den scharfen Schnäbeln sehr willkommenen Beute waren. Ein paar teils jüngere, teils ältere Hähne konnten sich in der Bewunderung der Menge, Kurz und gut, alles war, wie es sich für ein vornehmes Sanatorium gehörte. Von den Bergen her leuchteten die letzten Sonnenstrahlen, langsam erlosch die rote Glut, und ein kühler Hauch stieg vom Walde auf. Dann kam die Nacht und hüllte die Welt in blaue Schleiher. Die beiden Einsamen sahen es. Sonst keiner.

Im Gartenzimmer saß die schönste Dame des Sanatoriums und las einen englischen Kriminalroman. Sie schmolte, weil ihr Kavaliere sich nicht um sie kümmerte. Und nebenan im Billardzimmer, dessen Tür halb offen stand, spielte der Gatte der Schönen, ein Rechtsanwalts mit dem schwerhörigen Reeder Billard. Dem Rechtsanwalts war nie auch nur eine Spur von Eifersucht anzumerken; er schien volles Vertrauen zu seiner Frau zu haben, was man von sämtlichen übrigen Gästen des Hauses nicht behaupten konnte.

„Einundzwanzig. Nun müssen Sie sich zusammennemen, Herr Doktor“, sagte der Reeder. Der Rechtsanwalts kreierte sorgfältig seinen Queue ein. Da klang die Stimme seiner Frau aus dem Gartenzimmer herüber. Kurz und heftig sagte sie: „Weg da! Komm mir nicht zu nah! Mach, daß du fortkommst!“

Ein unbestimmbares Geräusch, das Zuschlagen der Verandartür. Ruhe. Der Rechtsanwalts, den Queue in der einen, die Kreide in der anderen Hand stand regungslos.

„Nun Achtung! Jetzt ist es an“, sagte der Reeder, der nichts gehört hatte.

„Es ist so schrecklich heiß hier. Im Grunde ist es ja ein Irrsinn, bei dem Wetter im Zimmer Billard zu spielen“, sagte der Rechtsanwalts laut.

„Wir können ja bei fünfundzwanzig Schluß machen statt bei fünfzig“, entgegnete der Reeder. „Aber dann gewinne ich sicher. Es sei denn, daß Sie sich noch aufheulen.“ Der Rechtsanwalts spielte wild drauflos,

und der Reeder gewann. Als sie ins Freie traten, sahen sie die junge Frau auf dem Pfad, der zum Walde führte. Neben ihr ging der treulose Kavaliere im Tennisanzug. Der Rechtsanwalts sah ihnen eine Weile nach, dann machte er brüsk kehrt und stellte sich der einsamen Dame vor. Bald gingen auch sie dem Walde zu. Bisher hatte sich der Rechtsanwalts fremden Damen nur durch die Vermittlung seiner Frau nähert. Viele Schnäbel begannen zu schnattern, und viele Augen wurden ganz rund und leuchteten erwartungsvoll.

„Als Rechtsanwalts nahen wanken kam, lag seine junge Frau schon im Bett. „Na, du scheinst dich ja gut amüsiert zu haben“, sagte sie spitz. „Was das für ein Vergnügen sein soll, sich ewig mit der Person zu unterhalten.“

„Sie ist ein netter und kluger Mensch“, sagte der Rechtsanwalts. „Ich werde ja wohl noch mit anderen Leuten sprechen dürfen.“

„Du lieber Gott, von mir aus gern“, sagte sie wütend. Sie sah ihm zu, während er auf und ab ging und sich entkleidete, und plötzlich fiel ihr auf, daß er doch eigentlich sehr gut gewachsen war.

„Apropos, mit wem warst du eigentlich im Gartenzimmer zusammen, während ich Billard spielte?“ fragte er gleichgültig und knüpfte seine Schnürbänder auf.

„Heute? Mit niemand“, antwortete sie unbefangen.

„So“, sagte er. Und setzte nach kurzer Pause fast drohend hinzu: „Bist du dessen auch ganz sicher? Denk mal nach.“

„Natürlich bin ich dessen sicher. — Was willst du eigentlich damit sagen? Was bildest du dich überhaupt ein?“ Wütend richtete sie sich im Bett empor.

„Oh, ich habe nur zufällig einen Teil deiner Unterhaltung gehört.“

„Das ist nicht wahr, ich war ganz allein.“ Sie sah ihn kalt an und lächelte.

„Aber du hast anscheinend kein ganz reines Gewissen, sonst würdest du mir nicht durchaus etwas ankreiden wollen. Und selbst wenn ich im Gartenzimmer mit jemand gesprochen hätte, wäre ja auch nichts dabei. Das ist ja schon oft genug vorgekommen.“

Sein schönes, dunkles Gesicht wurde rot. „Es ist aber noch nicht vorgekommen, daß du dich hier mit jemand geduzt hast. So viel ich weiß, habe ich allein hier diesen Vorzug — oder hatte ihn jedenfalls bis jetzt allein.“

„Was mal, bist du eigentlich verrückt geworden?“, fragte sie. Aber ihre Worte klangen ein bißchen unsicher. Sie merkte es wohl selber, oder vielleicht erinnerte sie sich an ein Wort, das sie letzte sich wieder hin und kehrte das Gesicht der Wand zu.

Die Abende wurden rauher und dunkler und waren stürmischer. Der Rechtsanwalts und die einsame Dame verbrachten sie mit einer Himmelskarte und einer Taschen-

laterne im Freien. Die junge Frau spielte Bridge oder Billard. Ihr Kavaliere war abgerüstet; sie war nervös und erregt. Die Schnäbel bewegten sich eifrig und beschäftigten sich eingehend mit den beiden Paaren. Daß ein Mann, der verlobt war, einer verheirateten Frau so den Hof machte! Und daß eine Frau, die einen so netten Mann hatte, sich so wegwerfen konnte! Man nahm allgemein die Partei des Rechtsanwalts. Nur konnte man sich nicht erklären, was ihn an der einsamen Dame anzog. Die war doch so unbedeutend und angewidert, wie die will! — sagte der janzend. Männer hatten doch einen zu sonderbaren Geschmack!

Eines Tages reiste die einsame Dame ab, und der Rechtsanwalts spielte sie zur Bahn. Da wechselte man auf die Seite der jungen Frau hinüber. Kaka — kaka — kaka

An diesem Abend kam es zu einer Aussprache zwischen dem Ehepaar. „Ich reise morgen ab. Du kannst natürlich so lange hier bleiben, wie du willst“, sagte der Rechtsanwalts. „Du hast zweifellos verstanden, was geschehen ist. Ich habe dein wahres Wesen erkannt. Außerdem habe ich eine andere Liebgewonnen. Ich will mich scheiden lassen.“

Die junge Frau bekam einen Weinkrampf. Ihr geschah brutales Unrecht — sie war unschuldig — in ihr Leben war verflucht, dieser brutale Mann setzte sie einfach auf die Straße.

„Und warum tust du das?“

„Etwas wegen dieses kleinen, unschuldigen Flirts? Etwas anderes war es ja nie!“

„So, und die Szene damals im Gartenzimmer? Als du versucht hast, dich herauszulösen? Oh, ich hab' genau gehört, was du gesagt hast!“

„Und wenn es mein letztes Wort sein soll, ich kann nicht anders sagen: Es war außer mir kein Mensch im Zimmer.“

Ihre Stimmen waren laut und erregt.

„Was, du leugnest noch? Ich habe deutlich gehört, wie du sagtest: Weg da! Komm mir nicht zu nah, mach, daß du fortkommst!“

Die junge Frau starrte ihn entsetzt an.

„Du bist verrückt! Oder du lügst, um dein eigenes Leichtsinns zu betämlen. So gemein bist du geworden.“

„Du wagst es, mich leichtsinnig zu nennen? Das ist doch der beste Beweis für deine Verlogenheit.“

Die Worte flogen hin und her, wurden böser und immer verletzender, und die Klüft zwischen ihnen vertiefte sich noch vor einem Monat sich zu liebig lieblich, wurde breiter, immer tiefer — unüberbrückbar.

Auf der Fensterscheibe krabbelte eine kleine Wespe. Sie entsand sich, daß sie in ihren Jungmädchentagen einmal um einen dunklen Frauenkopf schwirrte, daß eine Hand nach ihr schlug und eine Stimme zu ihr sagte: „Mach, daß du fortkommst, mach, daß du fortkommst!“

(Deutsches von Tabitha von Bonin)

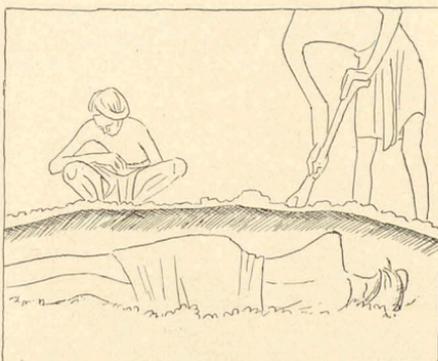
# Eine Mutter

(Die Legende von der Entstehung der Kokospalme)

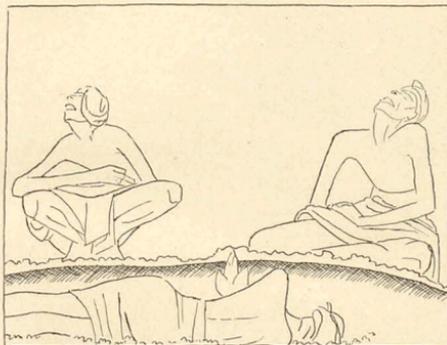
(Olaf Gulbranson)



Mit ihren Knaben hatte sich eine Mutter in der Wüste verirrt. Hunger und Durst peinigten sie, und sie wußten sich nicht Rat noch Hilfe.



Vor übergroßer Schwäche gab die Mutter ihren Geist auf. Die Knaben aber bestatteten ihren Körper im Sande.



und saßen jammend vor Leibes- und Herzensnot an der Stätte.



Und siehe: aus dem Herzen der toten Mutter erwuchs ein zarter Keim. Der stieß durch den Boden und schoß als grüner Schaft und trieb Blätter und Blüten.



Und die Blüten wandelten sich alsbald zu Früchten, die wie eines Weibes Brüste anzusehen waren.



Da griffen die Knaben danach und zerbrachen ihre Schalen. Und der Saft, köstlich wie Muttermilch, labte sie und erttete sie vom sicheren Hungertode.

# Mariannes Wiegenlied

(E. Schilling)



„Schlaf, Kindchen, schlaf . . .“

Zu meiner Zeit sprachen sie in allen Fusedukken, Stores und Bars rund um den Pazifischen Ozean vom alten Lary mit dem Holzbein. Der alte Lary versah damals mit seinem Schoner, „The Naughty Girl“, war ein Frachtverkehr über die Inseln. Er war ein Hüne von Kerl in den späten Fünfzigern, mit einer Mähne schneeweißen Haarses, hellen Augen, gelbem, makrellenblau leuchtenden, und einem Gesicht, braun wie Borkenspäne.

Das künstliche Bein, das Lary trug, war ein Wunderwerk aus Holz, Federn, Drähten und anderen Einrichtungen, die es seinem Träger ermöglichten, außer den Gelenken auch die hölzernen Zehen zu bewegen. Auf seinen Fahrten bastelte Captain Lary dauernd an dem Bein. Und die Pflanzler, Händler und Agenten in jenen Gewässern waren immer scharf darauf, zu erfahren, welche Verbesserungen Lary wieder erfunden hatte. Das künstliche Bein war mit der Zeit zu einer Art Sehenswürdigkeit geworden — wie die Statue in Hamburg oder der Dom in Köln. Aber erst durch die folgende Begebenheit kam das künstliche Bein des Captain Lary in aller Mund.

Die „Naughty Girl“ war Haina, eine kleine Insel der Gesellschaftsgruppe, angefangen. Captain Lary gab den Befehl über das Schiff an den Ersten Offizier. Der ging an Land und besuchte seinen Freund McCoy, einen reichen Pflanzler.

Als Lary kam, war da noch ein Gast anwesend: Mr. Redie, ein Agent. Was taten die drei selbstverständlich? — Sie tranken. Und spielten Karten. Sie tranken Palmwein und pokerten.

Lary hatte Glück. Er gewann. Als er ungefähr hundert Pfund gewonnen hatte, wendete sich das Blatt. Lary konnte tun, was er wollte; nichts gelang. Alle Tricks, alle Bluffs blieben ohne Wirkung. Lary verlor nicht nur seinen Gewinn; — bald ging auch sein mitgebrachtes bares Geld zu Ende.

Redie teilte die Karten aus. Sein Gageres, sommersprossiges Gesicht war finster und verschlossen. Gleichmütig nahm er sein Blatt auf. Durch seine dicken Brillengläser musterte er es eingehend und sah fragend zu seinen Mitspielern hinüber.

Lary hatte vier Asses in der Hand. Das ist, wie jeder Pokerspieler weiß, eine hohe Karte, auf die man schon etwas riskieren kann. Lary setzte, um seine Gegner nicht gleich kopfschüttel zu machen, drei Schilling. — McCoy hatte zwei kleine Paare. Dennoch bot er mit: „Die drei Schilling und noch drei!“ Redie sah Lary herausfordernd an und bot: „Die sechs Schilling und noch ein Pfund dazu . . .!“

Der Captain überbot. McCoy patzte. Und nun entspann sich ein erbittertes Duell zwischen Lary und Redie. Keiner wollte nachgeben. Und in der Hitze des Gefechtes schoß Lary, der ansonst ein raffinierter Pokerspieler war, gerade einen groben Bock: er schlug mit der Faust auf den Tisch und schrie: „Ich setze mein letztes Geld auf diese Karte!“ Er schoß alle Scheine zum Pott. Redie ruhig zu Lary rüber: „Das alles, — und dann noch zehn Pfund!“ Seine verwachsenen Augen schwammen hinter den dicken Brillengläsern.

Lary stand der Schweiß auf der Stirn. Nicht des Geldes wegen, — weil er sich hatte herausbluffen lassen. . . Er ließ seine Faust auf den Tisch fallen, daß es dröhnte: „Jetzt ist mir's egal! Ich setze mein Bein gegen die Zehnpfundnote. Einverstanden?“

McCoy suchte den Captain zu beruhigen. Aber der schien außer Rand und Band zu sein, der Palmwein hatte vielleicht doch zu sehr gewirkt. Lary wies das Geld zurück, das McCoy ihm leihen wollte, und wiederholte sein Angebot. Mr. Redie bleckte die Zähne. „Alright! — Schallien Sie ihr Bein ab und legen Sie es zu dem Geld!“

Lary zögerte einen Augenblick. Dann rollte er sein linkes Hosenbein auf und schnallte das Bein ab. Er ergab triumphierend seine Karten auf den Tisch: „Also — ich halte die zehn Pfund!“ Redie zog die Augenbrauen hoch und deckte seine Karten auf. Er hatte einen Flush in Kreuz.

Der Captain war Verlierer. — McCoy wollte vermitteln und das künstliche Bein einlösen. „Ich habe verspielt und ver-

loren“, sagte Captain Lary dickköpfig. „Ich werde mir das Bein wieder holen. Morgen verlange ich Revanche.“ — „Recht so!“ entgegnete Redie.

Der Captain humpelte an zwei Stöcken hinaus. „Bye, bye, gentlemen! Morgen sehen wir uns wieder!“

Als der Captain am nächsten Nachmittag kam, war kein Mr. Redie zu sehen. Er hatte am Abend vorher tüchtig getrunken und war — das künstliche Bein des Captains unterm Arm — betrunken wie eine Strandhauzitzer nach Hause getorkelt. Lary wartete. Er trank ein Glas Portwein nach dem anderen. Aber Redie kam auch am Abend nicht. Da schob Captain Lary ab. Wutentbrannt.

Als der Captain am nächsten Morgen aus seiner Kabine humpelte, waren die Segel gerefft und alle Mann beim Deckwaschen. Lary brummte vor sich hin und suchte irgendeinen Grund, um Krach zu machen. Da sah er, daß ein Segel nicht richtig verstaut war und an einer Seite herunterhing. Ein fürchterliches Donnerwetter brach aus.

Der schuldige Matrose mußte einen wahren Orkan von Flüchen über sich ergehen lassen. Er wurde in die Warten geschickt, um das Segel in Ordnung zu bringen. Sei es nun, daß der Matrose durch den Wutausbruch des Captains hibbelig geworden oder nur ungeschickt war — er verlor seinen Hai, als er sich über die Yard lehnte, pendelte einen Augenblick frei in der Luft und schoß mit einem Schreckensruf kopfüber aus den Riggings. Zum Glück rollte der Schoner in der Brandungsluft, und anstatt aufs Deck zu fallen, wo er sich gewiß alle Knochen zerbrochen hätte, fiel der Matrose in das Meer — das von Haien wimmelte. Lary sprang sofort über Bord. Als gutem Schwimmer — trotz nur eines brauchbaren Beines — gelang es

ihm, den Mann in wenigen Sekunden zu packen. Im selben Augenblick aber schoß ein riesiger Hai auf die beiden zu. Lary hielt mit einer Hand den Matrosen über Wasser, mit der andern stieß er dem Hai sein Messer bis zum Heft in den Leib. Inzwischen war ein Boot klargemacht worden. Die Ruderer verscheuchten den Hai. Der Captain und der gereitete Matrose wurden an Bord gezogen. Nachdem der Captain seine Kleider gewechselt hatte, ging er sofort an Land und suchte McCoy auf. Mr. Redie war nicht gekommen. Man hatte in seiner Wohnung nachgefragt — er war überhaupt nicht nach Hause gekommen. Kein Mensch wußte, wo er geblieben war. Lary mußte unrichtiger Dinge abziehen. „Ich werde warten, bis Redie wiederkommt, und wenn es eine Woche und noch länger dauert!“

Am folgenden Morgen, als Captain Lary den hölzernen Landungssteg entlang humpelte, sah er eine Menschenansammlung etwa fünfzig Meter entfernt am Strand stehen. „Ein toter Hai ist angeschwemmt!“ wurde ihm zugeufen, als er näher kam. „Ein Riesensieb mit aufgeschlitztem Bauch.“

Es war der Hai, mit dem Captain Lary gekämpft hatte. Die Eingeborenen umstanden bewundernd das tote Unfier; Zwei Neger hockten mit den Beilen auf den Fisch ein. Plötzlich bückten sie sich. Sie rissen und zogen an den Eingeweidern — das künstliche Bein des Captain Lary kam zum Vorschein.

Es hatte keinen Zweck mehr, auf Mr. Redie zu warten. . .

Als Lary zu McCoy kam, hielt der ihm eine Karte unter die Nase: „Look here, kannst du sehen . . .?“

Die Karten, mit denen sie gespielt hatten, waren gezinkt gewesen. . . Mit Hilfe einer

## Wanderlust

(Jos. Sauer)



„Da heeß't doch ‚Angunft fimfzehn Uhr zweeundvierzch!‘ — „Na ja, uff dr Schtation — awr weeß mersch denn, ob da ooch gleich e Gasthaus is?“

# Berliner Bilder

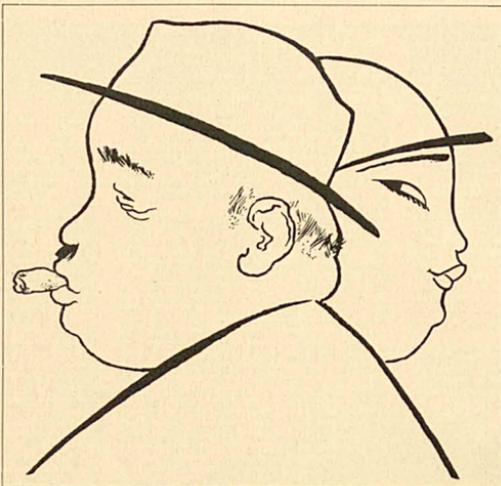
## Berliner Lokalanzeiger:

„Karl Arnold glorifiziert mit unerbittlichem Graus die zunehmende unferre Zeit, aber er meißelt dabei die Gabe der überlegenen Geistesfreiheit, so daß uns die Blätter aber ein inneres Behagen bereiten, also daß sie abfließen.“

**Hamburger Fremdenblatt:**  
„... Mit dem steigenden Instrument des Chirurgen wird Atmospäre und Kalesidkop des Berliner-Infusionszeitmit-Tangydien, Valutafiehern, Kafamisten, Kofotern säuberlich aufgeschüttet.“

## Hannoverscher Kurier:

„... Verbeihen wir uns doch janicht, was wir andiesem Känstler beifügen: er ist ein Dichter der Linie, der Farbe, ein erfundenischer Doet in Einfall und Komposition, ein Genie des Komischen, des Humors.“



## Deutsche Allgemeine Zeitung:

„... Das gibt ein amüsanter und buntes Bild von Bayern, Konfessionären, Tabakrassen, Obrianern, Filmhädern, Familienvätern, Kafammen und Aufwärtendammgeißschaften, ein boshaft vergnügter kleiner Kosmos mit einem kalten Luftstrom saurer Ironie.“

## Deutsche Tageszeitung:

„Karl Arnold, der den Münchner Spießer so oft mit der Bleistiftspitze gefingert und mandmal bis ins Herz getroffen hat, ist auch in Berlin auf den Gang gegangen und hat in finsternen Kafammen, in lüderlichen Bürgerwohnungen und in grell strahlenden Progenhäusern viele für unsere Zeit erschreckend treffende Typen gefunden.“

## Aus den Jahren der Korruption

Ein Album von Karl Arnold

Preis des Werkes (27×37 cm, mit ca. 50 z. I. farbigen Bildern) M. 1.50 einschließl. Porto und Verpackung • Simpliciſſimus-Verlag, München 13 • Postſcheckkonto München 5802

Brille, die Vergrößerungsgläser hatte, konnte man genau sehen, welches Blatt der Gegner in der Hand hielt ...

Was eine richtige Seegeschichte ist, darin haben vorzukommen: Hamburg, St.-Pauli-Resepbar, ein versoffener Segelſchiffskapitän mit fuchsigem Bart, der Pazifische Ozean, Malaien, ein Seelenverkäufer (d. i. ein Schiff, das ohne Papiere, halbleck und mit geshanghafter Mannschaft fährt. Die Ladung besteht aus Maschinengewehrteilen, die als Apfelsinen deklariert sind. So eine Art Totenschiff also: nach Traven ...), eine exotische Schöne — und Grog, sehr viel Grog. Das alles durchsetzt mit einem Geruch gemischt aus Teer, Tran, Algen, faulem Schellfisch — und die vorschriftsmäßige „wahr“ Seegeschichte ist fertig. Verschiedenes davon fehlt in der Geschichte von dem Fluch in Kreuz. Trotzdem ist sie auch erlogen ...

## Die Magd des Barbiers im Abtritt

Unter dem 9. Januar 1789 brachte die recht vornehme, angesehenen „Frankfurter Kaiserliche Reichs-Ober-Post-Amts-Zeitung“ folgende sensationelle Nachricht:

„Ein sonderbarer Unglücksfall ist folgender: In dem Dorfe Pflingingen, Stuttgart Oberamts, ist vor einigen Tagen die Magd des Barbiers in den Abtritt, dessen schlecht gemachter Sitz brach, hinab und auf einen zugespitzten Haufen des zusammengefahrenen Unrates so hart aufgefallen, daß ihr solcher in den Leib gieng und mit Instrumenten herausgerissen werden mußte, ein Fall, der sie das Leben kosten wird.“

Es muß im Jahr der französischen Revolution in der Tat hundertkalt gewesen sein, denn die „Sonntägige Frankfurter Kaiserliche Reichs-Ober-Post-Amts-Zeitung“ meldete kurze Zeit darauf: „Bey der strengen Kälte sind in Berlin binnen wenigen Nächten 50 wachthabende Soldaten erfroren.“

## Das flinke Mädchen

Dr. Wollschelders hatten ihre Hausangestellte Anna fast vier Jahre lang. Dann heiratete Anna ihren Chauffeur, mit dem sie schon seit drei Jahren „gegangen“ war.

Fünf Monate später — wie das so geht — kam bei dem jungen Paar ein kräftiger Junge zur Welt.

Bei Dr. Wollschelders ist am Mittagstisch von dem freudigen Ereignis die Rede. Wälti — zehnjährig — hört eifrig zu. Als sein Meerschweinchen im Frühjahr Junge kriegt, hatte man ihn im Umriß aufgeklärt.

Jetzt also runzelt Wälti die Stirn: „Du, Mutti, man sagte mir doch, das dauert neun Monate!“ Mutti ist um eine Antwort verlegen, jedoch Wälti fährt nach kurzem Nachdenken fort: — aber weißt du, Mutti, ich kann mir das vorstellen. Unsere Anna war immer solch flinkes Mädchen. Die schafft das schneller.“

## Recht hat er!

In der Zeitung stand: Elegante junge Dame, 1,55–1,63 groß, als Verkäuferin für Eisbude an bel. Ausflugsstraße Sonntags nachm. gesucht. Vorzustellen usw. Eise hat sich natürlich sofort gemeldet. Aber

sie kam höchst enttäuscht wieder und erzählte: „Wir waren etwa fünfundzwanzig Bewerberinnen. Aber da war ein Herr, der hat jede mit dem Zentimetermaß nachgemessen, vom Scheitel bis zur Sohle, und hat gesagt, wir wären alle zu groß. Es hätte anders in der Zeitung gestanden. Zum Schluß habe ich gefragt: „Warum darf denn eigentlich eine Eisverkäuferin nicht über 1,63 groß sein?“ Da ist der Herr ziemlich böse geworden und hat gesagt: „Das geht Sie gar nichts an. Ich will's Ihnen aber sagen: weil meine Eisbude bloß 1,64 hoch ist. Sie können doch nicht mit dem Kopp durch die Decke, Fräulein!“

## Grausamer Brauch — oder Sprachsünde?

In Nummer 2, Jahrgang 2 (1934) der Monatschrift „Neues Volk“ ist ein Bilderaufsatz über das Bauernhausmuseum in Bad Zwischenahn bei Oldenburg enthalten. Man erfährt aus dem einleitenden Worten, daß Pflege und Aufsicht einer Bauernfamilie übertragen sind, „die die Verpflichtung hat, ständig die alte Ammerländer Tracht zu tragen und alle ihre haus- und landwirtschaftlichen Verrichtungen vor den Augen der Besucher ausschließlich mit dem alten Bauernhausrat zu tun.“

Das ist sicherlich ein glücklicher Gedanke im Sinne der Anschaulichmachung, der ja ein totes Museum nur viel unvollkommener dienen kann. Aber erschrocken liest man in der weiteren Schilderung unter anderem: „Wenn es Abend wird, legt die Magd — immer vor den Augen der jeweiligen Besucher — die alte messingene Bettwanne ins Bett der Bäuerin, die mit glühenden Kohlen gefüllt ist.“





„Erst schimpfst üben Kaffee, nacha is dir d' Marmelad z' süaß! Bei dir fehlt ja zum Ehemann bloß no der Mut zum Heiraten.“

## Im Dschungel der Familie

Von Weare Holbrook

Sein Lebtag hatte mein Freund Ottinger den Tag ersehnt, da er der Großstadt den Rücken kehren und sich irgendwo in einem vertraumten Provinznest würde niederlassen können. „Man ist nirgendwo einsamer als in der Großstadt“, pflegte er zu sagen. „Du wirst es mir nicht glauben; aber wir wohnten sieben Jahre in einem Hause der 153. Straße und wußten nicht einmal, wie die Leute auf der andern Seite des Korridors eigentlich aussahen. Das ist die Großstadt!“

Sein Traum verwirklichte sich, als Frau Ottingers Onkel starb und ihr seinen Grundbesitz in einer kleinen Provinzstadt samt einem hübschen Einfamilienhaus hinterließ. Die Ottingers säumten nicht lange mit der Übersiedlung und versprachen, mich bald einzuladen.

Nach kaum sechs Wochen kam die versprochene Einladung — in Form eines verzweifelten telegraphischen Hilferufs. Ich nahm den nächsten Zug und fand meinen Freund einem Nervenzusammenbruch nahe vor. „Wer hat dich vom Bahnhof hergeführt?“ fragte er, kaum daß ich seine Schwelle überschritten hatte, ängstlich. „Ich weiß wirklich nicht“, mußte ich gestehen. „Es war ein Fordauto, aber ich habe den Chauffeur nicht nach seinem Namen gefragt.“

„Gott sei Dank“, war Jimmy Biddle's, seufzte Ottinger erleichtert auf. „Ich fürchtete schon, du seiest mit Vetter Ernst gekommen, dem die zweite Autotaxe hier gehört. Mit Vetter Ernst sind wir nämlich verfeindet...“

„Willst du etwa damit sagen, daß du in der kurzen Zeit deines Hierseins schon Familienfehden angefangen hast?“

„Nein, bewahre, wir haben sie nicht angefangen“, besaite sich Ottinger zu erklären. „Wir haben sie geerbt. Vor vielen Jahren verkaufte der Onkel meiner Frau dem Großvater Ernsts ein Pferd, das zu lahmen begann, bevor er es noch in den Stall gebracht hatte. Vetter Ernsts Großvater behauptete, daß der Onkel meiner Frau ihn betrogen habe, und sie wurden

handgemein. Seither sind die beiden Familien einander spinnefeind. Und wir haben diese Feindschaft zugleich mit dem Grundbesitz geerbt...“

In diesem Augenblick trat Frau Ottinger ein und brachte zischende Geräusche hervor. Ihr Gatte begann leiser zu sprechen. „Unsere Hausgehilfin Stella“, flüsterte er, „ist eine Schwägerin der Frau, die für Vetter Ernsts Frau das Reinemachen besorgt. Wir müssen uns daher mit dem, was wir sagen, in acht nehmen. Du siehst, hier in Katzelshausen ist jeder mit jedem irgendwie verwandt oder verschwägert...“

„Also eine einzige glückliche Familie sozusagen“, versuchte ich zu scherzen.

„Glücklich!“ Er lachte bitter. „Laß dir nur erzählen. Gleich am Anfang begingen wir einen unverzeihlichen Fehler, indem wir eine Einladung Frau Elmer Spilleys zum Abendessen annahmen. Elmer Spiley ist, wie wir zu spät erfuhrn, keiner von den altingesessenen Spilleys. Er ist ein bloßer Zugereister, der vor weniger als vierzig Jahren in die Stadt kam, und der nach der Behauptung Frau Eulalia Spilleys, deren Gatten Ur-großvater, der erste Einwohner von Katzelshausen war, seinen gegenwärtigen Familiennamen bloß angenommen hat, um größeres Ansehen zu erlangen. Obwohl wir nun Elmer wie eine Kreuzotter meiden, können wir unseren ersten verhängnisvollen Fehler nicht mehr wettmachen.“

„Ich kam nun echte Spilleys von Pseudo-Spilleys recht gut unterscheiden“, fuhr Herr Ottinger fort. „Aber das hilft mir wenig, da auch die einzelnen Familien zumeist in feindliche Parteien zerfallen. Der erste Familienstreit geht auf das Jahr 1852 zurück, da der alte Major Spiley starb und seine beiden Söhne sich wegen

## Vision

Nächtlich trieb zum Wehr  
An der alten Eiche,  
Schwarz von ferne her  
Eine Wasserleiche.

Die sich jäh und schrill  
Graufig losgerissen,  
Ruhst nun eisig still  
In den Wasserfijnen.

Schläft jetzt lächelnd hier,  
Stumm in Eiferferne,  
Kehrt nie mehr zu dir  
In die Aalstafarne. —

Stang S. v. Zülow

(Schluß auf Seite 82)

# Cooks Führungen durch die New Yorker Unterwelt (E. Thöny)



„Ladies and Gentlemen! Sie sehen hier ein typisches Verbrecherlokal. Der hohen Preise wegen können neben prominenten Gangstern natürlich nur noch Multimillionäre hier verkehren.“

Wenn du auch keine Wasserratte bist  
und nicht mal weißt, was Pütz und Pinne ist,  
nicht weißt, was Pinne ist ...

So will ich doch, wenn du mir Grog spendierst,  
dir was erzählen, weil du danach gierst,  
erzählen, weil du gierst ...

Das war im Jahre neunzehnhundertzwei,  
da drehten wir vor Manikiki bei,  
vor Manikiki bei ...

„Ich geh an Land, paß auf das Schiff auf, Hein,  
hier gib's Hanaken!“ sagte uns' Kaptein,  
so sagte uns' Kaptein ...

Na, ich paß Achtung, was ich kucken kann,  
da legt auch schon ein Kanu achtern an,  
ein Kanu achtern an ...

Ich schnapp ein Beil und sau nach achtern hin –  
doch kein Hanako ist im Kanu drin,  
ist kein Hanako in ...

Ne braune Deern steht da ganz blaß und bang  
und slängelt blöttend sich an mir entlang,  
und slängelt sich entlang ...

Und sagt in ihrem Cocosdialekt:  
„Oh, helf mich, Hein, und halte mich versteckt,  
und halte mich versteckt!“

Zu Damens bün ich immer gut und nett,  
und ich versteck ihr sleung in mein Bett,  
ihr sleung in mein Bett ...

Mit dem geht oben ein Spektakel los –  
ich raufgestürzt: Mein Gott, was seh ich bloß,  
mein Gott, was seh ich bloß?

Da stehn wohlhunnert Deerns ganz blaß und bang,  
und slängeln alle sich an mir entlang,  
und slängeln sich entlang ...

Und sagen all im Cocosdialekt:  
„Oh, helf uns, Hein, und halte uns versteckt,  
und halte uns versteckt!“ ...

Nun sag mal selbst, was hättest du gemacht?  
An Betten hängen wir nur Stücker acht,  
wir hatten doch nur acht ...

Wo sollt ich hin mit all die Weiblichkeit?  
Und auch die Slängelgeiung mit zu weiz,  
die ging mir auch zu weit ...

Da kommt uns' Köppen an und brüllt „Von Bord!  
Sonst gibt das hier noch Dootslag, Blut und Mord,  
noch Dootslag, Blut und Mord ...“

Denn was Hanaken sind, die kenn' kein' Spaß,  
die wollen in's Meer langfrangfrangfrang,  
die wollen langfrangfrang ...“

Da slängeln ein bei ein sich von mir weg  
de söfen Deerns – bis auf die unter Deck ...  
bis auf die unter Deck!

Das sind so Fahrten, die man nicht vergißt –  
besonders, wenn man erst verheirat' ist,  
man erst verheirat' ist!!!

## Im Dschungel der Familie

(Schluß von Seite 80)

der Erbtelung zerwerthen. John, der ältere Sohn, erhielt schließlich den größeren Teil zugesprochen, einschließlich des väterlichen Hauses in der Ahorn-Avenue. Sein jüngerer Bruder Martin rächte sich, indem er gegenüber dem Hause eine Leimfabrik errichtete. Stets wenn der Wind vom Süden kam, mußten John und seine Familie ihre Nasen durch Klammern erschnüffeln. Bis heute noch kann man Johns Nachkommen an ihren langen, zusammengepreßten Nasen erkennen.

So begann die erste Fehde. Im Jahre 1873 ging Johns einzige Tochter mit einem der Söhne Martins zusammen, möglicherweise aus keinem anderen Grunde, als um auf die dem Wind abgekehrte Seite der Leimfabrik zu gelangen. Dadurch wurde der Bruch nicht geheilt, sondern nur verschlimmert.

Inzwischen vermehrten sich die Spillveys wie die Goldfische. Martin Spillveys erste Frau starb 1869, ihren Gatten mit sechs Kindern zurücklassend, und im folgenden Jahr heiratete er eine Witwe mit vier eigenen Kindern. Dem Eheband entsprossen zwei weitere Kinder, das runde Dutzend ergänzend. Nach dem Tode der Witwe ...

„Genug, genug!“ unterbrach ich ihn, „wo hast du denn deine genauen familiären Kenntnisse her?“

Ottiger seufzte. „Zum Teil vom Hörensagen, aber zum größten Teil trug ich mir sie selbst durch das Studium der Grabinschriften auf dem Friedhof zusammen. Dort traf ich auch auf die prunkvolle letzte Ruhestätte Onkel Jeremias Spillveys. Er war ein reicher Mann, und kurz vor seinem Tode ließ er sich ein Marmor Mausoleum für fünfzigtausend Dollar erbauen; als sein Testament eröffnet wurde, fand man, daß er die Bestimmung getroffen hatte, daß vor seinem Mausoleum am Morgen jeden Tages bis zum 1. April 1909 eine Flasche Milch und die Morgenzeitung niedergelegt werden müssen. Seine Nichten und Neffen waren begrifflicher Weise wütend, und es gilt heute als ungehörig, seinen Namen auch nur zu erwähnen.“

Später begannen wir den Irrtum, unsere Lebensmittel im Warenhaus anstatt im Kolonialwarengeschäft des Ambrosius Botz einzukaufen. Seine Ware ist minderwertig, und er verlangt unverschämte Preise; aber er ist ein Schwager Frau Eulalia Spillveys, und wir dürfen ihn nicht beleidigen, ohne selbst in Acht und Bann getan zu werden.

Aber am fürchterlichsten ist die Familie im Nachbarhaus“, seufzte Ottiger. „Sie heißen Biffeldorf. Nach der letzten Zählung besteht sie aus neunzehn Personen,

einschließlich den Schwagerleuten – ausnahmslos chronischen Borgern. Als wir hierherkamen, rechneten wir ja damit, daß ein Nachbar dem andern gelegentlich aus-



(Kriesch)

## Aus der neuen Hausordnung

„Leicht entzündbare Gegenstände dürfen auf Balkonen nicht abgestellt werden.“

helfen muß. Aber mit den Biffeldorfs hatten wir nicht gerechnet. Es begann damit, daß Frau Biffeldorf, die uns in die Küche stürzte, um sich ein Pfund Zucker auszuborgen. Dann ließ sich Herr Biffeldorf unsern Staubsauger aus, indem er erklärte, er fürchte, daß uns der Lärm des Teppichklopfens im Hinterhof stören könnte. Verschiedene jüngere Mitglieder der Familie entließen unsere Rasenmäschmaschine, zwölf Schallplatten, zwei Hängematte, drei Liegestühle, zwei Gartenschirme, unseren Zitronensaftzucker, einen Schrank und einen Handkoffer und sämtliche Bände unseres Konversationslexikons mit Ausnahme von Cro-Fas und Int-Mur. Es ist noch nicht so lange her, daß ich nach Hause kam und einen Biffeldorf in meiner Baderanne abwarf.

In diesem Augenblick näherten sich Fußtritte, und ein herzliches „Hallo!“ erscholl vor der Türe. „Biffeldorfs!“ flüsterte mein Freund. „Folge mir!“ Behutsam führte er mich zu der Kellerstiege. Auf den Zeichensplätzen schlichen wir uns hinunter. Durch das Kellerfenster konnte ich einen kräftigen Mann in Overalls sehen, der gerade einen Gartenschlauch zusammenrollte. Sein scharfes Auge hatte uns in unserem Verließ im Nu erspäht. „In Abend, Nachbar“, sagte er. „Unser Rasen wird wieder recht trocken. Es macht Ihnen doch nichts aus, wenn ich mir Ihren Gartenschlauch für eine Weile ausborge?“

Durchaus nicht, Herr Biffeldorf“, erwiderte Ottiger mit schwacher Stimme. „Bedienen Sie sich nur!“ „Wenn Sie ihn einmal zurückhaben wollen, sagen Sie es mir nur ungeniert!“ fuhr der Schlauchaufwickler großmütig fort. „Haben Sie übrigens eine Zigarette bei sich – und ein Zündholz? Ich habe meine in meinem andern Anzug gelassen ...“

Aber Ottiger war bereits die Kellerstiege hinaufgestürzt. Ich fand ihn im Schlafzimmer, wo er mit Hilfe seiner Frau hastig einen Koffer packte. „Ich fahre in die Großstadt zurück, solange ich noch die Plomben in meinem Munde habe“, stammelte er. „Zurück in die schmutzige, lärmende Stadt, wo nicht jedermann jedermanns Vetter zweiten Grades ist, wo man seine Lebensmittel einkaufen kann, wo man will, und wo es unter den gesamten Passagieren eines Untergrundbahnzuges keinen einzigen Nachbar gibt.“

Da wirst es vielleicht nicht glauben“, fügte er sinnend hinzu. „aber wir wohnen sieben Jahre in einem Hause der 153. Straße und wußten nicht einmal, wie die Leute auf der andern Seite des Korridors aussahen. Das ist die Großstadt!“

## Der alte Kapitän

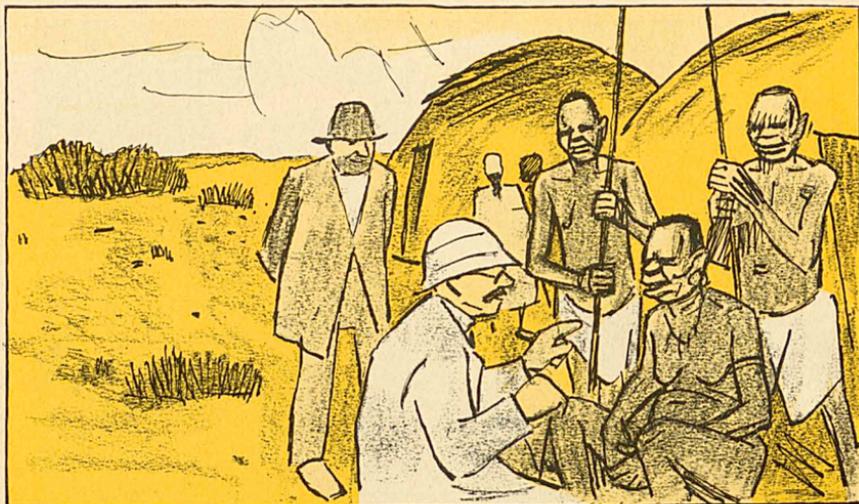
(E. Thöny)



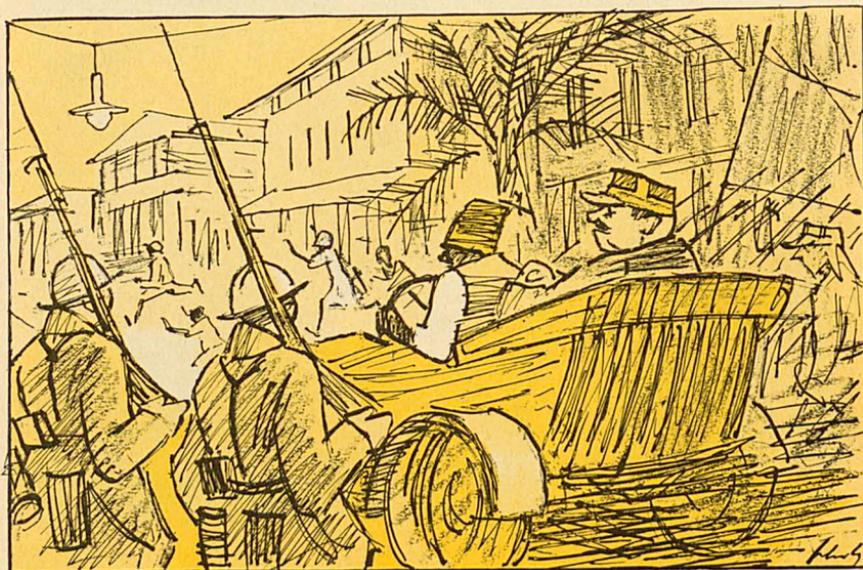
„Unsereens ward eerst seekrank, wenn e an Land bliewen mutt.“

# Fünzig Jahre Deutsch-Südwestafrika

(Wilhelm Schulz)



Auf Grund friedlicher Verträge erwirbt 1883 der deutsche Kaufmann F. E. A. Lüderitz die ersten Landgebiete.



Auf Grund des „Friedens“-Vertrages von Versailles raubt man 1919 alle blühenden Kolonien.